

Das war die BRD

„Deutschland, das sei Blutwurst“, versuchte eine Freundin kürzlich ihre stärksten Eindrücke an dieses Land zusammenzufassen. Die Freundin wurde einst in der Innerschweiz geboren und lebt seit fast vierzig Jahren in Basel. Die stärksten Eindrücke von Deutschland hat sie in der Schweiz empfangen. Deutschland sei Blutwurst. Etwas in mir war damit nicht ohne weiteres einverstanden. Ich kam gerade von einer Einladung aus der Deutschen Botschaft in Bern. Dort hatte es vegetarische Maultaschen, Salate, Terrinen, Geschnitztes und Obst gegeben, aber keine Blutwurst. Draussen auf dem Hof waren ein Porsche, ein Mercedes und ein Audi geparkt worden (die letzten beiden waren Roadster-Modelle), der Porsche in Schwarz, der Mercedes in Rot und der Audi in Gold, nein, in Gelb. Zwischen den Erzeugnissen deutscher Spitzentechnologie und den endlosen, üppigen Buffets mit kulinarischen Beweisstücken deutscher Spitzengastronomie schoben sich Dutzende von asiatischen, amerikanischen, afrikanischen und europäischen Diplomaten und ein paar Nichtdazugehörige wie ich hindurch. Man feierte den 3. Oktober, ohne Blutwurst. Eine Dame aus Mittelamerika hob in meine Richtung ihr Champagnerglas und rief mir zu: Auf die nächsten tausend Jahre! Die Dame war völlig unschuldig und hatte sich mit Sicherheit nichts weiter dabei gedacht. Man kann inzwischen Deutschland feiern und ihm tausend Jahre wünschen, ohne sich an deutsche Schreckensreiche zu erinnern. Blutwurst und die tausend Jahre haben nichts mehr mit diesem Land zu tun, scheint es.

Das sagte ich auch meiner Schweizer Freundin, die darauf ein bisschen traurig zurückgab, sie habe aber Deutschland gerade wegen seiner Blutwurst gemocht, und die Blutwurst gehöre ausgerechnet zu den wenigen deutschen Produkten, die es in der Schweiz so gut wie nie und nirgends zu kaufen gäbe. Schon allein solcher Konsumdefizite wegen gehörte die Schweiz in die EU. - Trotzdem, die Blutwurst, das läge ja auf der Hand, sei ein Vorurteil und noch dazu ein überholtes und unzeitgemässes, ein ungerechtes Deutschland-Klischee. Wie so viele Deutschland-Klischees. Und da die Freundin aus Basel Musikerin war, schob ich das Argument nach, Wagner habe das Andante für das deutsche Tempo schlechthin gehalten. Ausgerechnet das Andante. Mein müsse nur Richtung Norden den Rhein überqueren und bei Lörrach auf der A5 über die Grenze fahren, und schon würde einem

bewiesen, wie weit her es sei mit dem deutschen Andante, mitten im veloziferischen Wettbewerb, von hochtourigen 6-Zylindern umbraust. Nichts da mit Mässigkeit und bedächtigem Gang, nirgends Andante. Deutschland, das sei heute das Land der aufgeklärten Vorurteile. Heute. Dachte ich noch. Und das gefiel mir nicht. Je mehr Deutschland ein aufgeklärtes und selbstaufgeklärtes Land wird, wird es auch ein langweiliges Land. Klarheiten mochten wichtig sein und manchmal bitter, der Zauber, der süsse Zauber, der von diesem Land einmal ausgegangen war, dieser süsse Zauber war dahin. Dahin das Blendwerk Deutschland, das - wenigstens für mich - Entzückungen bereit gehalten hatte, wie man sie nicht oft und meist nur in der Kindheit erfährt.

Deutschland das war für mich, der ich kurz vor dem Mauerbau im Osten geboren wurde, Westdeutschland. In der Schule sagten sie und in der Zeitung schrieben sie BRD, zuhause und für mich war das Deutschland, höchstens Westdeutschland. BRD war für uns „BRD“. Lange, bevor dieser Begriff die Diskurse erreicht hatte, vielleicht sogar, bevor er überhaupt geprägt worden war, erfuhren wir eine unbegriffliche Faszination: die der virtuellen Realität. Deutschland war eine virtuelle Gegenwart. Man konnte es nicht anfassen, man konnte nicht hineintreten, man konnte es nicht mit Steinen und Schneebällen bewerfen, es nicht beschimpfen, nicht mit ihm spielen und doch, es war da.

Eines Abends, ich mochte gerade in die Schule gekommen sein, stand die „BRD“ auf meinem Abendbrotteller: etwa sieben Zentimeter gross, aus grauem Gummi, mit schwarzen Plattfüssen, die Arme vor dem tropfenförmigen Körper verschränkt, darüber ein üppiger Schnurrbart und darüber zwei grosse, tiefe ovale Augen. Für mich musste die „BRD“ keine Figur machen, um in mir ein heisses Glück zu entzünden. Die Figur hier sah traurig zu mir hoch und meinte es bestimmt gut mit mir. Es war tatsächlich Onkel Otto, der Mann aus dem Westfernsehen, den ich bislang nur als Schwarz-Weiss-Zeichnung in kurzen Sequenzen zwischen Werbespots über den Bildschirm klettern gesehen hatte, und jetzt stand er stumm und rund vor mir. Was für eine Sensation! Die Eltern hatten bereits vor mir am Tisch Platz genommen und meiner von ihnen inszenierten Ueberraschung zugesehen. Onkel Otto, auf meinem Teller! Mit zitternden Händen nahm ich ihn in die Hand und drehte ihn nach allen Seiten. Wie leicht er war! Innen hohl. Und nach Gummi roch er. In die Sohlen

war ihm das Zeichen seines Herkunftsenders eingelassen: „hr“. Ueber den Rücken lief eine Gussnaht. Der Schnurrbart wölbte sich prächtig über den Körper, die Pupillen ruhten schwer in der blütenweissen Iris. Nur eines war ihm auf dem Weg aus dem Bildschirm zu mir auf den Teller abhanden gekommen. Der Kopfschmuck, ein kleines Antennengestell, aus dem ich schon vor der Einschulung ein grosses H herausgeziffert hatte. Diese Antenne ersetzte vermutlich Ohren, die ebenso an Ottos Körper fehlten wie Rumpf und Beine. Onkel Otto, das war nichts als ein grauer tropfenförmiger Kopf mit Händen und Füßen.

Ich stellte ihn wieder auf den Teller und liess mich nur noch nach etlichen Ermahnungen dazu bringen, ein Brot mit Blutwurst zu essen. Dann eilte ich hinüber ins Wohnzimmer. Der Vater schaltete den Tesla-Fernseher ein. Da die Plastikflügelschraube des Gerätes vom vielen Hin- und Herschalten ein Spiel bekommen hatte, sodass die Bildeinstellung rasch verrutschte, klemmte der Vater die Schraube mit zwei Streichhölzern fest. Endlich glühte der Bildschirm auf. Wir hatten uns rechtzeitig zugeschaltet. Ein gemalter Vorhang kam ins Bild, auf den jemand das Wort „Werbung“ mit fast genau der Schrift gezeichnet hatte, die ich gerade in der Schule lernte. Dann erschien in derselben Schrift: „Gleich kommt Otto!“. Die Aufregung war kaum auszuhalten. Ich kniete vor dem Apparat, die Gummifigur in den feuchten Händen. Das Jingle ertönte, Ottos Hymne, aus Klarinetten oder Schalmeien, ich weiss es nicht mehr, und schliesslich tauchte der Star auf dem zitternden, grobkörnigen Bild auf. Gelassen tappte er mit seinen Plattfüssen von links nach rechts, elegant trug er eine Kochmütze, bevor er eine Sauce in dem Topf vor ihm ausprobierte, er drehte mit einem Propellerflugzeug eine Runde durch die Elektronenstrahlröhre und am Ende setzte er sich zu den Takten seiner Hymne auf eine Eisenbahn und fuhr aus dem Bild hinaus. Kurz, bevor er verschwand, drehte er sich noch einmal zu mir und meinen Eltern herum, winkte und rief uns „Auf Wiedersehen“ zu. Das war eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen Otto preisgab, dass er auch sprechen konnte. Aber mit was für einer Stimme! Sie klang hoch und tief zugleich, wie übereinander langsam und schnell aufgezeichnet. Diese Stimme versetzte mir stets einen leichten Schauer. Ein bisschen gespenstisch war Otto eben doch. Und nun hielt ich ihn in der Hand. Den Star des Vorabend-Werbefernsehens. Ich trug ihn immer bei mir, in der Schule, in der Kirche, beim Fussball, heimlich. Denn Otto war der Herold des Klassenfeindes beim Hessischen Rundfunk, und so, wie ihn

der Vater durchs Umschalten des Fernsenders vom Bildschirm vertrieb, sobald überraschend jemand am Abend an unserer Haustür klingelte, so verbarg ich den Gummibegleiter sorgfältig vor den Augen „anderer Leute“, wie zuhause all jene Mitbürger genannt wurden, die nicht unsere Leute waren.

Eines Wintermorgens in der Schule ordnete der Klassenlehrer eine Taschenkontrolle an. Vermutlich ging es wie sonst um Kaugummis, ich hatte andere Sorgen. In der Not, meinen treuen Freund und Fernsehstar nicht anders verschwinden lassen zu können, bohrte ich ein Loch in meine Hosentasche und liess Otto dadurch verschwinden. Der Gummikörper glitt zwischen der langen Unterhose und der Skihose an meinem rechten Bein hinab. Da das Hosenende in einem Winterschuh steckte, fand Otto auf meinem Fussknöchel in der Hose seine Ruhe. So liess ich stehend die Taschenkontrolle über mich ergehen und wagte es erst, den Freund aus seiner Lage zu befreien, als ich Stunden später das Schulgelände verliess. Nun hatte ich ein reales Loch in der Tasche, aufgerissen für die Warenwelt, deren Zuschauer ich war.

Otto, den wahrscheinlich nur ich aus Gründen damaliger Wohlerzogenheit Onkel Otto nannte, denn der Mann hatte einen Bart und keine Haare auf dem Kopf, Otto wurde mein konspirativer Gefährte. Mit ihm - der Animationsputte - teilte ich, mit ihm trug ich umher das Geheimnis, Abend für Abend mit den Eltern in jene faszinierende Welt einzutreten, die andere Leute die „BRD“ nannten und die für uns ein virtuelles Paradies war. Man sang und dichtete aus unserem unzuverlässigen Tesla-Fernseher heraus von Aurora mit dem Sonnenstern, Sanso und Kinderschokolade. Dazwischen tanzte Otto vor einem Schallplattenspieler, schob sich eine Tafel Schokolade quer in den Mund, dass der Kopf einen Augenblick lang fast wie ein Kreuz aussah, oder der Kamerad putzte sich mit einer viel zu grossen Bürste seine riesigen Zähne, die er zu diesem Zweck zum einzigen Mal seinem bestürzten Zuschauer darbot. Auch das war jedoch von unwiderstehlichem Zauber. Alles, was das Auge beehrte, erreichte uns durch die feinen Elektronenstrahlen im schwarzen Kanal. Natürlich nicht alles, aber alles, was schön und unerreichbar war. Virtualität. Ich sass mit fiebergänzenden Augen im Wohnzimmer und sah hinüber in diese andere Welt, sah Dieter Thomas Heck durch seine Hitparade fucheln, Daniel Gerard „Butterfly“ singen, Flipper in den Pazifik eintauchen und Daktari im Dschungel verschwinden. Karl Heinz Negerlein

berichtete von den Skiabfahrtsiegen des Karl Schranz, über Chamonix der Fels, der Firn, das Firmament, nie gesehen und doch immer dabei gewesen.

Otto, das war ein Meister des Blendwerks Deutschland. Für mich, der ich mit Selters und vorläufig ohne Sekt durch den dürftigen aber ordentlichen Alltag schlenderte, tagsüber entlang der leeren Schaufenster von HO und Konsum gerichtet, in deren Spiegelbild ich im Vorübergehen meine bescheidene Figur ausmachen konnte, abends den Blick ans virtuelle Schaufenster des unerreichbaren Paradieses geheftet, Auge in Auge mit Onkel Otto, für mich entfaltete diese Figur den Eros der BRD. Otto, das war allgegenwärtige Verführung, ein Erote des Konsumreichs. Ich fühlte ihn in der Hosentasche, sah ihn vor mir, sobald ich auf einem Wrigley Spearmint Gum biss, das mir ein Mädchen aus der Nachbarschaft geschenkt hatte, später musste ich sogar bei der Entdeckung von Rollings Stones und Jimmy Hendrix an ihn denken, und selbst Peter Frankenfeld und Costa Cordalis probierte ich in meiner Phantasie Ottos Schnurrbart an und fand, dass sie das noch sympathischer machte, als sie sowieso schon waren.

Doch die Verheissungen, die Otto machte, blieben in der Regel virtuelle Verheissungen. Das Begehrte blieb meist auch das Verwehrte, abgesehen von Weihnachtspaketen, in denen sich Zündplätzchenpistolen anfinden, vor den Augen der DDR-Zöllner mit der Wolle umwickelt, aus der die Mutter für die ganze Familie Wintermützen stricken würde. Das Glück, dessen Abglanz uns durch die schwarzen Kanäle erreichte, war tatsächlich ein Gegen-Glück. Je länger man hinschaute, je tiefer man begehrte, um so rascher kam auch die Einsicht, dass alles Schauen und Begehren eitel ist und schnöder Tand. Man sah die da drüben in ihren Hamburger beissen, in ihren Mercedes einsteigen, umspült von der Frische der Limonen, trank seinen Muckefuck mit Pfefferminzschnaps und hüllte sich ein in den stoischen Nebel von F6 und Karo. Nein, an diesem Ende des schwarzen Kanals, im Osten Deutschlands, musste man sich nicht vor dem Glück in Acht nehmen. Hier gab es leichtes Unglück und bittere Zufriedenheit. Aurora hatte keinen Sonnenstern, der Pullover war nicht schäfchenweich und statt Asbach Uralt und dem Geist des Weines gab es 96%igen Schachtschnaps und die Dokumente des VI. Parteitags der SED. Otto, der Mann auf der Schwelle, nährte die Verführung des Westens, und zugleich entzauberte er sie. Denn Erfüllungen waren unmöglich. Der Vorhang blieb unten, die

Welten blieben getrennt, die BRD die „BRD“. Ein virtueller Supermarkt, aus dem wir ausgesperrt waren, aber durch die Gitterstäbe hindurch sahen wir in die vollen Körbe.

Wer stark genug war, wandte sich irgendwann ab. Aber die Verführung war überall. Als ich Ende der siebziger Jahre für eine lange Zeit in die Sowjetunion ging, sah ich Studentinnen aus dem Lande Lenins dabei zu, wie sie gebrauchte Plastiktüten mit Marlboroaufdruck, die ihnen syrische Kommilitonen geschenkt hatten, glattbügelten. Komsomolzen fragten mich, ob ich BASF-Kassetten besorgen könne, BASF sprachen sie in einem Wort: Bassffe. Von Bedenken seitens des historischen oder des dialektischen Materialismus keine Spur. Dafür gingen alle Spuren zurück zu Onkel Otto. Auch in der Sowjetunion erreichten mich konspirative Westpakete. Mit Tütensuppen aus Kaiserslautern und Osnabrück, die meine Mutter in der DDR umpackte und mir heimlich weiter in den Osten schickte. Mit Pfanni-Knödel habe ich manche Versorgungslücke überbrückt. Dazu gab es dann Blutwurst. Als ich in die DDR zurückkehrte, hatte der virtuelle Supermarkt seine Ventile geöffnet. Man trug jetzt Jeans und manchmal sogar bunte Haare, das ZK wurde in Volvo-Karossen transportiert, und wenn es auch weiterhin kein Forum gab, gab es immerhin Forumschecks, die man in den Aussenfilialen der „BRD“ gegen Ballentines und Gitannes tauschen konnte. Strenggenommen hätten diese Forumchecks das Abbild von Otto tragen müssen.

Der Eros aus dem Supermarkt weckte neues und immer neues Verlangen. Böses Verlangen. Lust auf reale Lust, Lust auf Konsum, Lust auf das andere, das reale Ende des schwarzen Kanals, auf die Heimat von Onkel Otto. Dann war das Verlangen nicht mehr aufzuhalten. Der Vorhang zerriss. Die Lust hechelte durch die Regale, erst fiel man sich gegenseitig in die Arme, später in den Arm. Vorerst folgte auf die Befriedigung der Lust neues Verlangen. Folgten neue Befriedigungen, neues Verlangen. Die Zeit der Ernüchterung begann. Die gute Zeit nach dem Frieden im Konsumglück. Sie ist noch nicht vorbei. Den Gummigefährten habe ich irgendwann verloren. Doch Onkel Otto setzt sich immer noch auf die kleine Eisenbahn und ruft uns aus seinem dritten Programm vergnügt und unbewegt zu: „ Auf Wiedersehen!“.

Michael Schindhelm

20.10.2000